



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

1.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

1.

Es ist ein sonnenheller Vorfrühlingstag des Jahres 1874. — Ein lauwarmer Südwind, wie man ihn oft noch im Mai wünscht, kommt vom Sintfelde her und umkost und umschmeichelt die Türme und Mauern der alten Bischofsstadt an der Pader, und mancher Spaziergänger, der unter den Linden und Kastanien der Promenade rings um die Stadt lustwandelt, fühlt sich ordentlich verjüngt im warmen Schein der Märzsonne und lauscht mit sichtlich Freude dem Loden der Meisen und dem melancholischen Sange der Amseln. Das ist schon so ein Tag, der selbst das Herz eines verbitterten Griesgramms aufhellen und zum Dank gegen Gott, den Schöpfer, erfüllen muß.

Und froh und heiter blicken die Augen des jungen Mannes, der das Bahnhofsgebäude verläßt und nun den Weg zur Stadt einschlägt. Hans Stelling fühlt ein Wohlbehagen in seinen Gliedern, die ihm erst nach der langen Bahnfahrt wie gelähmt vorkamen. Er reißt seine schlanke, sehnige Gestalt und zwirbelt mit den Fingern das blonde Bärtchen, das dem gebräunten Gesicht einen etwas kecken Charakter verleiht. Mit leichten, elastischen Schritten geht er dahin, und seine Augen gehen nach rechts und nach links, als ob sie alte Erinnerungen auffrischen wollten. Fünf Jahre sind

es her, seit er das letztemal hier weilte, 1869 war's, auch im Frühjahr, als sein Bruder im Liboriusdom die heilige Priesterweihe empfing, aber ihm kommt es vor, als ob er erst gestern hier gewesen wäre, so traut und heimlich mutet ihn alles an. Da dicht vor der Stadt liegt links am Wege der alte Friedhof, dessen Kreuze und Grabmäler fast ganz vom Gesträuch umwuchert sind. Das Straßenbild ganz noch dasselbe. Da rechter Hand die Franziskanerkirche mit der mächtigen Freitreppe, weiterhin die noch ziemlich neue Mariensäule, dann das alte Rathaus mit seinen Bogen und Hallen und endlich der weite, lindenbestandene Marktplatz mit dem ehrwürdigen Dom, dem Wahrzeichen der Stadt, dessen Schäferhüttendach auf dem Hauptturm er damals in jugendlichem Übermut bespöttelt hat und das noch ebenso ernst und mahnend wie damals auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt hinabschaut. Er, der jahrelang in der Reichshauptstadt gelebt und in glänzenden Kreisen verkehrt hat, empfindet den Zauber der alten Stadt mit ihren winkligen Straßen und Gassen und eisenumspannenen Mauerresten, über denen die Patina der Jahrhunderte liegt, wie ein vertrautes Märchen, das seine Ranken um ihn schlägt und erzählt: „Es war einmal. . .“

Ja, wie ein Märchen mutet ihn das Stadtbild schon an, aber auch ziemlich „bigott“, die vielen Kirchen und Kapellen und dazu noch die kleinen Heilig-

tümer der Straße, wie hier am Ausgange des Domplatzes unter einem halbdunklen Straßenbogen hinter vergitterter Nische ein Madonnenbild mit brennenden Kerzen davor. So etwas hat er in Berlin nicht gekannt, war ja auch überflüssig. Er hatte seinen Dienst, und nach dem Dienst gab's schon Stunden der Erholung im Kasino oder bei diesem oder jenem; da konnte er sich um die Kirche, die so weit von seinem Quartier entfernt lag, nicht allzuviel kümmern. Gewiß, er ist ja auch Katholik, hat noch stets seinen „Ostern“ gehalten, aber sonst hat er manchen Brauch aus dem Elternhause als überflüssig betrachtet und abgetan. Und er hat es auch ganz in der Ordnung gefunden, daß die ruhmreiche Regierung der katholischen Kirche die Zügel etwas enger anzog. Freilich, dem Vater und seinem Bruder hat er seine Ansichten nicht enthüllen dürfen, die gehören der Richtung der Zentrumsparthei an, just wie die Familie Wienhold, der er nun einen Besuch abzustatten gedenkt. Wie oft hat er sich im Feldzuge über die Frömmigkeit seines Freundes und Kameraden Theo Wienhold lustig gemacht, aber Hochachtung und Verehrung hat er ihm nie versagen können. Der Theo war ein Charakter wie Gold, tapfer und treu. Wie alle Wienholds. Und deshalb ist's ihm nun eine liebe Pflicht, den so oft in der befreundeten Familie in Aussicht gestellten Besuch auszuführen, zumal es gar leicht möglich ist, daß er

nun in absehbarer Zeit diese Gegend nicht wieder berührt.

Bald hat Hans Stelling sein Ziel erreicht. Frei und frank betritt er das alte, hochgiebelige Geschäftshaus. Links liegen die Verkaufsräume, rechts befindet sich die Familienwohnung. Damals war er mit den Seinen auch hier, nun erscheint ihm auch hier wieder alles bekannt, und er gedenkt der freundlichen Aufnahme, die sie in dem alten Patrizierhause gefunden. Da klopft er an die Tür des Bohnzimmers. Ein mehrstimmiges „Herein“ heißt ihn eintreten. Nun steht er in dem Gemach, und um ihn drängen sich zu froher Begrüßung die alten Wienholdtschen Eheleute und ihre zwei Töchter.

Und dann kommt ein junger Mann hereingestürzt, der mit Hans Stelling wohl im gleichen Alter steht.

„Tag, Hans!“ grüßt der den Besucher mit herzlichem Handschlag. „Endlich, endlich läßt du dich mal sehen. — Aber das nenne ich überraschen. Wer hätte das ahnen können, daß du heute so urplötzlich hier hereinschneien würdest. Wo kommst du nur her?“

„Direkt von Berlin.“

„Und in Zivil?“

„Wie du siehst. Es ist meine zukünftige Uniform.“ Hans Stelling lacht bei dieser Erklärung, aber man merkt es ihm doch an, daß ihm die Antwort kein Scherz ist.

Wienholds starren ihren Gast mit großen Augen an.

„Wie, was?“ fragt Theo erstaunt. „Wie soll ich das verstehen?“

„Daß ich die Uniform an den Nagel gehängt habe — besser gesagt, dazu gezwungen wurde.“

Wieder ein sekundenlanges, lautloses Staunen, bis Frau Wienhold endlich das Wort nimmt: — „Aber, Herr Stelling, nun muß ich Sie aber erst bitten, Platz zu nehmen. — So, bitte, lassen Sie sich im Sofa nieder. — Und nun will ich erst mal für eine kleine Herzstärkung sorgen. Die soll Ihnen nach der langen Bahnfahrt gut bekommen.“

Damit tritt die weißhaarige Hausfrau an ein kleines Wandschränkchen, dem sie eine Flasche Wein und einige Gläser entnimmt. „Und nun wollen wir mal anstoßen auf Ihr spezielles Wohl, Herr Stelling,“ spricht sie dann, nachdem alle an dem Familientisch Platz genommen haben.

Hans Stelling hebt sein Glas. Mit offenem, heiterem Gesicht blickt er zu den biederen Leuten auf, wie sich aber sein Kelch mit dem der jüngsten Tochter, der 23jährigen Regina, berührt und ihre Augen sich begegnen, da überkommt ihn ein großes Staunen. Damals war die Regina noch ein rechter Backfisch, und nun steht sie, prächtig erblüht wie eine Rose, in holder Anmut vor ihm. . . .

„Nun aber erzähl, Hans, was es da in Berlin gegeben hat,“ drängt jetzt Theo Wienhold.

„Und weshalb ich den bunten Rock ausgezogen habe, meinst du,“ lacht Hans Stelling. „Kann mir ja denken, daß es alle überrascht.“

„Ja, sehr!“ fällt der alte Wienhold ein. „Wir sahen in Ihnen nur einen Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle. Und da Ihr Vater, der noch vor einiger Zeit hier war, uns nie etwas äußerte . . .“

„Das konnte er auch nicht, mein lieber Herr Wienhold,“ entgegnet Hans Stelling, „denn es ist ihm wohl selbst so überraschend gekommen wie allen. Trotzdem wird er sich am leichtesten mit diesem meinem Schritt abfinden, denn er wünschte ja schon immer, ich sollte mich der Bewirtschaftung des Gutes widmen. Nun wird sein Wunsch ja erfüllt.“ Der Erzähler blickt im Kreise herum und sieht, wie alle Augen gespannt auf ihn gerichtet sind. „Und die Geschichte kam so: Nach einem Liebesmahl geriet ich in animierter Stimmung mit dem kleinen von Stochow zusammen — du kennst ihn ja wohl noch, Theo —, er forderte mich auf Pistolen. Ich bin gewiß kein Feigling und habe meinen Mut im Felde oft genug bewiesen, aber ein Duell habe ich stets verurteilt. Einen Zweikampf betrachte ich als Hohn auf die Moralgesetze, und die Tötung im Duell ist meiner Ansicht nach nichts weiter als Mord.“

„So ist's und nicht anders,“ pflichtet ihm der alte Wienhold bei.

„Also ich lehnte die Forderung ab. Die Folge war, daß das Ehrengericht zusammentrat, und ich — na, ich konnte meinen Rock ausziehen. — Es hat mich erst gewurmt, aber nun bin ich über den Schmerz hinweg. — Dem Vater hab' ich gleich alles geschrieben. Eine Antwort hab' ich von ihm noch nicht erhalten, konnte ich natürlich auch noch nicht, aber ich weiß, daß er sich freut, wenn ich ihm die Scholle bebauen helfe. Und nun bin ich auf der Heimreise. Hier in Paderborn bin ich nun ausgestiegen, um endlich den Besuch, den ich schon damals versprach, abzustatten.“

„Wir hätten es Ihnen auch verargt, wenn Sie vorbeigefahren wären,“ spricht Frau Wienhold, „wo wir uns so lange nicht gesehen haben. Nun sind Sie erst mal ein paar Tage unser Gast.“

„Ein paar Tage gleich,“ lacht Hans Stelling. „Ich wollte heute oder morgen weiter. Wollte bis Soest fahren und dann zu Fuß in die geliebte Heimat marschieren.“

„Das können Sie auch, aber erst bleiben Sie mal ein paar Tage hier. Denken Sie nicht, daß Sie uns lästig fallen; und Zeit haben Sie ja auch.“

„Selbstverständlich bleibst du, Hans,“ redet nun Theo auf ihn ein. „Auf ein paar Tage kann es dir nicht ankommen. Kannst deinem Vater ja von hier aus schreiben. Vielleicht kommt er selbst herüber. Wir aber wollen mal wieder alte Erinnerungen aus dem Feldzuge auffrischen.“

„So ist's recht. Da gibt's gar nichts weiter zu bedenken,“ fällt auch der Hausherr ein.

Lachend blickt Hans Stelling auf. Lisbeth und Regina, die beiden Töchter, haben sich über ihre Handarbeiten gebeugt. Wie er nun aber so viel Herzlichkeit und Gastfreundschaft findet, muß er schon einlenken.

„Nun, wenn es denn nicht anders sein kann, dann muß ich mich wohl fügen. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß ich Sie alle dann im Laufe der nächsten Zeit bei uns auf dem Gute in Lödinghausen bewirten darf.“

„Das mag schon zur Wahrheit werden.“ —

Am folgenden Tage ist's. Im Kalender steht der 25. März, und die katholische Welt begeht das Fest Mariä Verkündigung. Am Morgen ist Hans Stelling mit der Wienholdtschen Familie im Dom gewesen. Seit langer Zeit hat er wieder einem feierlichen Hochamt beigewohnt. Wohl hat die Handlung des Gottesdienstes, die gewaltige Wucht der Predigt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch kann er sich dem religiösen Geist, der in der Wienholdtschen Familie herrscht, nicht verschließen, allein seine Seele ist umwuchert von den Gesinnungen des nationalen Liberalismus, dem er in der Hauptstadt verfallen ist. Wohl hat die Familienunterhaltung am gestrigen Abend, die sich zum großen Teil mit dem Ernst der Zeit, dem Kampf der Regierung mit der katholischen Kirche und

den kulturkämpferischen Gesetzen befaßte, seinen liberalen Ansichten einen gründlichen Stoß versetzt, manche Staatsmaßregel hat er als unrecht bezeichnen müssen, und ein Fünkchen Hochachtung ist in seinem Herzen wieder entglommen für die bedrängte Geißlichkeit, die er bisher nur als „staatsfeindlich“ und „renitent“ betrachtet hat; aber dennoch kann er sich zu einer völligen Gesinnungsänderung nicht bequemem. Durch den jahrelangen Verkehr mit andersgläubigen und manchmal auch religionslosen Kameraden ist er selbst religiös gleichgültig geworden, hat er nur in der Bismarckschen Regierung sein Ideal gesehen. Er hat den glorreichen Feldzug 1870/71 von Anfang bis zum Ende mitgemacht, hat an dem Ruhm der Waffentaten sich berauscht und dann den gewaltigen Aufschwung gesehen, der bald nach dem Kriege im politischen und wirtschaftlichen Leben in die Erscheinung trat, da konnte er, der Offizier, doch nicht anders; er mußte die Regierung, die solches ermöglichte, verehren. Und er hat die Regierung verehrt und vergöttert und dabei seinen angestammten katholischen Glauben vernachlässigt.

Hans Stelling steht am Fenster seines Zimmers und blickt hinunter auf das Treiben der Straße. Da klopf's an die Tür, und herein tritt sein Freund Theo.

„Wie wär's, Hans, machen wir einen kleinen Spaziergang? Das Wetter ist so schön.“

„Mir ist's recht, Theo. — Wir zwei?“

„Die Eltern halten nach dem Essen ein kleines Mittagschläfchen, die werden also nicht mittun.“

„Und deine Schwestern?“

„Regina will mitgehen, aber Lisbeth möchte zu Hause bleiben. Mußt ihr das nicht übel nehmen. Aber da sie nun bald ins Kloster tritt, hält sie . . .“

„Lisbeth ins Kloster?“ unterbricht ihn Hans erstaunt.

„Ja, ja; ihre Aufnahme dürfte in einigen Wochen stattfinden.“

„In welches Kloster denn? Wo?“ fragt Hans Stelling sinnend weiter.

„Sie geht nach Holland. Infolge der Regierungsgesetze ist es ihr ja nicht möglich, in Deutschland ihren Neigungen zu folgen.“

Eine Weile ist's still, ganz still zwischen den beiden Freunden, ein jeder hängt seinen Gedanken nach, während die warme Frühlingssonne ihre goldenen Lichter um sie wirft und da draußen vor dem Fenster ein Buchfink lockt und singt.

„Komm, laß uns gehen, Hans,“ drängt Theo Wienhold dann; „wie ich hörte, kommen heute aus dem Sauerlande, also aus deiner Heimat, Massen-
deputationen, um dem Bischofe das Gelöbniß ihrer Treue darzubringen. Vielleicht triffst du Bekannte.“

Hans Stellings Augen leuchten. „Aus dem Sauerlande? — Dann laß uns gehen.“

„Massendeputationen!“ — Er hat gehört, daß in letzter Zeit aus verschiedenen Teilen der weiten Diözese Hunderte, ja Tausende von Männern in Paderborn gewesen sind, um dem bedrängten Bischofe, mit dessen Verhaftung aller Wahrscheinlichkeit nach bald gerechnet werden muß, ihre Ergebenheit zu bekunden. Das läßt ihn noch ziemlich gleichgültig. Aber daß die Leute, die heute kommen sollen, aus der Heimat sind, diese Nachricht ruft eine lebhaftere Freude in ihm wach.

Unten im Hausflur tritt die schon zum Ausgang gerüstete Regina zu den beiden jungen Männern. Dann gehen die drei dahin, dem Westertor zu. Auf den Straßen herrscht ein recht lebhaftes Treiben, wie man es an den gewöhnlichen Tagen nicht gewohnt ist. Gar viele Fremde, die mit den Vormittagszügen gekommen sind, haben sich unter die Bürger der Stadt gemischt und wogen nun mit diesen auf den Hauptstraßen hin und her. Wie die drei den Friedhof am Westertor erreicht haben, kommt ihnen eine große Schar Männer vom Bahnhofe her entgegen. Da bleiben sie stehen und schauen.

„Das sind die Sauerländer,“ sagt Theo Wienhold, „nun gib acht.“

Und Hans Stelling starrt der gewaltigen Schar entgegen. Ernst und Entschlossenheit liegt auf den Zügen der Ankommenden ausgedrückt, ein unbeugsamer Wille leuchtet aus ihren Mienen. So kommen

sie heran: junge Männer, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, und weißhaarige Greise — Veteranen der Arbeit und Helden der Geisteskraft. Alle beseelt nur der eine Wunsch: Ihrem geliebten Oberhirten beizustehen in dieser Zeit der Drangsal und ihm ihre unbeugsame Treue im katholischen Glauben auszusprechen, zugleich aber auch den katholikenfeindlichen Machthabern zu beweisen, daß sich das Volk nicht von seinen Hirten trennen läßt, sondern mit ihnen eins ist, in guten und bösen Tagen — ein Herz und eine Seele.

Schon einmal hat Hans Stelling solche Massen heranrücken sehen, ernst, gewaltig, entschlossen — das war im Juli 1870, als das Vaterland in Gefahr war. Er fühlt es instinktiv, daß abermals eine Gefahr entstanden sein muß, die diese ernstesten Scharen in Bewegung setzt, wenn er gleich deren ganze Größe nicht ermessen kann.

Hans Stellings Augen gehen suchend durch die Reihen: Hier und da sieht er Bekannte, und da erblickt er sogar einige aus Lödinghausen, den Vorsteher, den alten Schmied, den . . .

„Hans, Hans!“ hört er da eine bekannte Stimme, deren Laut ihm das Herz schneller schlagen läßt. Wie er ausblickt, tritt just ein großer Mann mit langem, ergrauendem Vollbart aus der Schar auf ihn zu und reicht ihm die Hand.

„Vater, ach Vater!“ jubelt Hans Stelling.

Und dann begrüßt der Herangekommene die Wienholdschen Geschwister.

„Hab' mir gedacht, daß ich dich hier treffen würde, da du in deinem Briefe die Absicht aussprachest, hier auszustiegen,“ spricht der alte Stelling, „aber nun kommt erst mit zum Bischof. Nachher treffen wir uns dann bei Wienholds.“

Nun wandern die vier mit dem Zuge durch die Straßen der bischöflichen Wohnung zu. Bei dem Palais angekommen, verabschiedet sich Regina von den Männern.

„Ich gehe nun heim, die Eltern zu benachrichtigen, welch' werten Gast wir hernach erwarten dürfen.“ —

Damit geht das junge Mädchen dahin, während die drei Männer mit in den Garten ziehen, der sich hinter dem Bischofshause ausbreitet und der bis in seinen letzten Winkel mit Männern (es sind an die 5000) angefüllt ist. Aller Augen blicken erwartungsvoll nach dem geöffneten Fenster, wo einige Domkapitulare sichtbar sind. Eine Weile dauert's — alles hat sich hereingedrängt, selbst die Mauern sind noch besetzt —, dann verstummt das Geraune, eine tiefe, erwartungsvolle Stille tritt ein. Und nun erscheint in dem mittleren Fenster die Figur des geliebten Oberhirten, des Bischofs Konrad Martin. Der Freiherr von Schorlemer-Overhagen hält eine Ansprache, worin er im Namen der vertretenen Gemeinden die Gefühle der Teilnahme, der unwandelbaren Treue zur katho-

lischen Kirche und ihre Anhänglichkeit an die ihnen von Gott gesetzten Oberhirten ausdrückt. Freiherr Friß von Ketteler-Schwarzenrabn verliest dann eine Ergebenheitsadresse, die in den 181 Pfarreien des Regierungsbezirks Arnberg im Umlauf gewesen und mit 40 000 Unterschriften bedeckt ist. Und dann nimmt der hochverehrte Bischof das Wort. Laut und markig hallt seine Stimme bis in den äußersten Winkel des Gartens, und kein Laut ist sonst hörbar als das Gezirp einiger Meisen. Der Bischof fordert die Versammelten in packender Rede zur Standhaftigkeit auf, lobt ihre Treue, erteilt den bischöflichen Segen und schließt mit einem Hoch auf den Heiligen Vater Pius IX. Wie Donnerrollen brechen sich die Hochrufe an den Wänden der umliegenden Häuser, zieht ihr Schall mit der linden Märzluft dahin ins Weite. Und noch einmal braust es dahin: die Versammlung bringt auch ihrem Oberhirten ein dreifaches Hoch dar und verläßt dann unter dem Gesange des alten Liedes „Fest soll mein Taufbund immer stehen . . .“, diesem Treueschwur der Katholiken, den bischöflichen Garten.

Hans Stelling läßt sich von der Masse mit hinauschieben auf die Straße. Alles das, was er in diesen Stunden gesehen und gehört hat, ist wie Hammerschläge auf seine Seele niedergesauft. Die Gesetze der Regierung, die er bisher ganz in der Ordnung gefunden hat, zeigen sich ihm nun in ganz anderer Beleuchtung, und er kann nicht anders, er muß sie

hart, ungerecht nennen, und dabei bricht der Nimbus zusammen, der sich für ihn um die wie ein Idol verehrte Staatsregierung gebildet hat. Das mannhafte Eintreten der katholischen Massen für Wahrheit, Recht und Freiheit nötigt ihm aufrichtige Bewunderung und Hochachtung ab, ja, ein gewisser Stolz regt sich in ihm, daß auch er dem katholischen Volksteile angehört, jener Kirche, die wohl getreten und geknechtet, aber nicht vernichtet werden kann, der die Verheißung ihres göttlichen Stifters Bestand bis zum Ende der Zeiten gewährt. Er empfindet es, daß jedes Hoch, das dahinbrauste, ein Verdammungsurteil ist über die Ziele und Zwecke des ungläubigen Liberalismus; es offenbart sich ihm, daß man mit Gewalt die Gewissen nicht kommandieren kann; denn diese Begeisterung ist keine gemachte, keine künstlich erzeugte, sondern echte, wahre Überzeugung und Liebe.

„So etwas hast du in Berlin wohl nie erlebt, was, Junge?“ fragt der Vater Hans Stelling, wie sie die Straße hinabgehen, dem Wienhold'schen Hause zu.

„Nein, Vater, nie!“

„Glaub' ich, glaub' ich. Und doch wünscht' ich, daß all die Herren von der Regierung, die schuld sind an dem Zustandekommen der kulturkämpferischen Gesetze, einmal solchen gewaltigen Rundgebungen beiwohnten.“

„Das ist auch mein Wunsch, Herr Stelling,“ pflichtet Theo Wienhold bei, „und ich bin überzeugt,

man würde sich ein anderes Bild von der katholischen Kirche machen.“ —

Mit größter Herzlichkeit wird auch der alte Gutsbesitzer Stelling im Wienholdtschen Hause aufgenommen. Es ist ja eine alte Freundschaft, die die beiden Familien verbindet, und schon gar manchmal im Laufe der Zeit sind Stelling bei Wienholds und umgekehrt diese bei Stelling zu Gast gewesen. Man sucht den lieben Freund für ein paar Tage festzuhalten, aber der macht sich schon am Abend zur Heimkehr bereit und entschuldigt sich mit einer dringenden Reise, die er im Interesse der katholischen Sache übernommen habe. Von der ganzen Wienholdtschen Familie begleitet, begibt er sich in der Dämmerung wieder zum Bahnhof.

„Ich fahre sofort von hier weiter,“ spricht er beim Abschied zu seinem Sohne. „Du kannst ja noch ein paar Tage hier verweilen. Tut dir keinen Schaden. Wirft mal wieder von echt katholischer Luft umweht. Und kommst du nach Hause, dann bin ich wieder daheim.“

2.

Die Karwoche ist angebrochen. In den sauerländischen Bergen ist man dran, die Felder für die Frühjahrsbestellung herzurichten. Wohl stellt sich dort der Frühling etwas später ein als im Flachlande, aber die letzten warmen Tage haben auch hier dem Lenz die Tore geöffnet, und nun sieht man allenthalben geschäftige Leute.